

## „Ich will mich nicht anbieten“

**Ein Gespräch mit dem Pianisten Kai Schumacher über Liszt und Heavy Metal, selbstspielende Klaviere und Langeweile im klassischen Konzert**

*Von Verena Fischer-Zernin*

Es könnte auch der Soundtrack zu einem Horrorfilm sein: Zu wiederkehrenden Bass-Schlägen hält die Kamera auf eine Hand, die krallengleich eine Stahlstrebe umklammert. Dunkelbraun die Haut, fast schwarz der eine Fingernagel, der im Dämmer zu sehen ist, darunter lauter parallel verlaufende Drähte: eine Sinfonie der nächtlich verfinsterten Farben.

Es ist ziemlich ungewöhnlich, wie sich der Pianist Kai Schumacher auf seiner Website präsentiert, und von den veranstalterkompatiblen, gefälligen Bildern der Kollegen denkbar weit entfernt. Aber das gilt nicht nur für die Optik. Die ist lediglich die kongeniale Entsprechung zu dem, was Schumacher mit dem Klavier, in seinen Worten „ein vier Quadratmeter großes Klangmonster“, alles anstellt. Für die klassische Pianistenlaufbahn zwischen „Jugend musiziert“ und Schaulaufen mit Chopin und Tschaikowsky hat er



sich nie interessiert. An der Essener Folkwang-Hochschule hat sich Schumacher, Jahrgang 1979, abseits der Trampelpfade in Ruhe entwickelt. Auszeichnungen dokumentieren, dass er der Fachwelt sehr wohl aufgefallen ist. Schumacher liebt Satie, Gershwin und zeitgenössische amerikanische Musik, spielt Uraufführungen und verbindet Heavy Metal mit Klaviermusik.

*Herr Schumacher, wie kommt ein experimenteller Musiker an Engagements?*

Es ist generell schwierig, ein Publikum zu erreichen. Fördermittel sind knapp, und die wohlhabenden Leute gehen eher zu den Hochglanzveranstaltungen. Im experimentellen Bereich läuft ganz viel über persönliche Kontakte. Deshalb kommen Veranstalter meistens direkt auf mich zu.

*Gehen Sie auch selber los?*

Ja, natürlich. Aber ein Künstler, der sich selbst vermarktet, kommt oft nicht so gut an. Es ist auch relativ ungewöhnlich, dass jemand Musik von Rage Against the Machine oder Slayer spielt und will, dass die Klassikfans zu seinem Konzert kommen.

*Aber solche Besonderheiten machen doch ein Künstlerprofil aus.*

Ich will mich nicht anbiedern und Musik machen, die mir nicht liegt, nur weil das erwartet wird. Es ist sowieso erstaunlich, dass man von einem klassischen Musiker erwartet, das ganze Repertoire von 1700 bis 1950 abzudecken. Von einem Popmusiker verlangt man ja auch nicht, dass er gleichzeitig Jazz, Folk, Metal, Rock und Country spielt.

*Sie treiben sich ja seit jeher beiderseits der berühmten Grenze zwischen E und U herum.*

Diese Grenze gibt es für mich nicht. Ich bin mit beidem aufgewachsen. Ich habe mit fünf angefangen, Klavier zu spielen, war aber eben auch in Rock- und Punkbands. Das war beides da, aber die Leute haben von mir erwartet, mich zu entscheiden. Lange Zeit habe ich keinen Weg gefunden, das zusammenzubringen.

*Hat Ihnen Concerto21. dabei geholfen?*

Als ich teilgenommen habe, war ich über diese Frage schon hinaus. Ich wusste, dass ich das machen will. Viel von dem, was dort auf den Tisch kam, war mir vorher auch schon ein Anliegen. Ich habe mich vor allem bestätigt gefühlt.

*Was hat Sie denn bewogen, da mitzumachen?*

Ich fand das Konzept interessant: Querdenker aus dem klassischen Bereich kommen zusammen und überlegen gemeinsam, wie es weitergehen kann mit der klassischen Musik.

*Was haben Sie mitgenommen?*

Ich mache mir jetzt mehr Gedanken über den Auftritt als Gesamteindruck. Was kann man visuell umsetzen? Was ist, wenn man so will, die „corporate identity“ eines

Programms? Es hat mir sehr geholfen, Leute von der Business-Seite zu treffen oder auch Theoretiker wie Martin Tröndle, die mir sagten: Das ist richtig, was du machst, geh den Weg noch mehr, setz dich noch mehr ab und schärf dein Profil. Gerade mit Ecken und Kanten.

*Welches Projekt haben Sie in Siggen vorgestellt?*

Bei mir geht es um dreidimensionales Hören. Kopfhörerkonzerte mit Hilfe einer Software, die eine Kunstkopfsimulation macht. Man setzt einen künstlichen Kopf in die Mitte eines Raumes, der ist quasi das Mikrofon, um ihn herum wird produziert. Mit dieser Software kann man das in Echtzeit simulieren. Das war vorher nicht möglich.

*Wie funktioniert das technisch?*

Ich spiele Klavier, das Publikum hat Kopfhörer auf. Allerdings spiele ich nicht auf einem normalen Flügel, sondern auf einem Yamaha-Disklavier. Das ist die heutige Variante des selbstspielenden Pianos. Was ich spiele, wird aufgezeichnet. Das liest der Techniker in Echtzeit am Computer ein. Dadurch können wir die Töne, die ich spiele, ohne Zeitverlust an verschiedene Punkte im virtuellen, dreidimensionalen Raum schicken. Ich glaube, diese Technik kann die Hörgewohnheiten ähnlich revolutionieren wie einst das 3D-Kino die visuelle Wahrnehmung.

*Das klingt tatsächlich nach Nische. Spielen Sie auch manchmal ganz bürgerlich eine Beethoven-Sonate?*

Ich versuche, meine Programme so zu gestalten, dass sie nicht an bestimmte Epochen gebunden sind. Für mein Programm „Transcriptions“ habe ich Rocksongs aus den 90ern für Klavier gesetzt. Dann bin ich mal durch die Jahrhunderte gegangen und hab geguckt, wo es das schon mal gab. Liszt hat sehr viel Schubert transkribiert, Gershwin viel Eigenes, von Mozart habe ich „Ah vous dirai-je, Maman“ ins Programm genommen. Um zu zeigen, dass das ein ganz übliches Verfahren ist.

*Kommt es vor, dass Sie sich in einem klassischen Konzert nicht langweilen?*

Wenn es ein Programm ist, das ich noch nie gehört habe. Oder wenn das Ambiente es zum Liveerlebnis macht.

*Die Interpretation eines Werks interessiert Sie nicht?*

Weniger. Es gibt jede Menge Beethoven-Einspielungen. Die Sonaten werden jedes Jahr 500mal gespielt. Was kann da ein Pianist noch Neues bringen? Mich interessiert die Perfektion der Gestaltung, aber die kann man eigentlich nur im Studio erreichen

und nicht im Livekonzert. Da sage ich mir im Konzert eher, das ist aber phänomenal, wie der Pianist das unter den herrschenden Bedingungen gespielt hat.

*Was macht denn für Sie ein gelungenes Konzert aus?*

Moderation finde ich zum Beispiel wichtig. Klassische Musiker machen dramaturgisch sehr wenig aus ihren Konzerten. Warum geht man überhaupt auf die Bühne? Das müssen die ihrem Publikum doch vermitteln. Da können die was lernen von ihren Popkollegen. Sachen wie Concerto21. gibt es ja im Pop schon wesentlich länger. Da geht es nicht drum, wie spiele ich besser Gitarre, sondern, wie präsentiere ich mich, was ist mein Profil und so weiter. Klassische Meisterkurse beschränken sich eben auf das rein Instrumentale. Da muss sich noch viel ändern.

